

Beilage zu Nr. 137 des Enzthälers.

Neuenbürg, Sonntag den 30. August 1891.

Moltkes Werk über den deutsch-französischen Krieg. (Schluß.)

Der Vormarsch gegen Chalons begann, dann kam plötzlich die Kunde, Mac Mahon mache Verbindung mit Bazaine zu gewinnen. Moltke hatte dies nicht erwartet. „Man hat im Kriege“, so sagt er, „vielfach nur mit Wahrscheinlichkeit zu rechnen, und das Wahrscheinlichste ist meist, daß der Gegner die richtigste Maßregel ergreift. Als eine solche war nicht anzusehen, wenn das französische Heer Paris entblöhte und längs der belgischen Grenze nach Metz marschierte. Der Zug erschien befremdlich, selbst etwas abenteuerlich, aber möglich war er doch.“

So entwarf Moltke denn schon am Mittag des 25. August für alle Fälle ein Tableau für den Rechtsabmarsch, und am Nachmittag trafen gleichzeitig die bestätigenden Meldungen ein. Zu gleicher Zeit mit der Schlacht bei Sedan, von welcher der Feldmarschall bemerkt, es sei „schwer zu verstehen, weshalb wir Deutsche den 2. September feiern, an welchem nichts Denkwürdiges geschah, als was unausbleibliche Folge war des wirklichen Ruhmestages der Armee, des 1. Septembers,“ hätte Bazaine versucht, den Metz umschließenden eisernen Ring zu durchbrechen, aber noch mehr als Mac Mahon, in dessen Heeresleitung politische Gründe bestimmend eingewirkt hatten, machten sich solche bei ihm geltend. Aber wie Graf Moltke ausführt, fragt es sich, ob er bei der in Frankreich eingetretenen Verwirrung anders handeln konnte. „Wenn man ihn nachmals des Verrats beschuldigte, so geschah dies wohl, weil die nationale Eitelkeit der Franzosen durchaus eines Verräters bedarf, um erklärlich zu machen, daß sie unterliegen konnten.“

Bemerkenswert ist das Urteil des Feldmarschalls über Gambetta und Freycinet. Er erkennt die ungewöhnliche Thakraft und unerjchütterliche Beharrlichkeit des Diktators, „dieses außerordentlichen Mannes“ an, doch erklärt er zugleich, daß die nachdrückliche aber dilettantische Weichsührung Frankreich teuer zu stehen gekommen sei. An verschiedenen Stellen rügt er dies Eingreifen in die Operationen vom grünen Tisch her. Neuerdings ist die Frage, weshalb die Beschießung von Paris erst so spät begonnen hat, durch Briefe Moons, die der Öffentlichkeit übergeben wurden, wieder erörtert worden. Graf Moltke betont die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich dem artilleristischen Angriff lange entgegenstellten, den Mangel an Eisenbahnen und Wagen zur Fortschaffung des erforderlichen Materials. Auch konnte, wie er darlegt, das Bombardement nicht den Zweck haben, Paris zu zerstören, sondern einen letzten Druck auf die Bevölkerung zu üben, welcher wirksamer als im ersten Anfang werden mußte, wenn eine längere Einschließung die Staudhaftigkeit der Einschlossenen zuvor erschüttert hatte. Dieses

Rechnen mit der öffentlichen Stimmung in Paris läßt sich in den Äußerungen des Feldmarschalls wiederholt feststellen, so vor allem bei der Schilderung von den unsicheren Elementen, welche die Pariser Generale zu militärisch unrichtigen Schritten trieben.

Bis zum Untergang des Kaiserreichs hat Graf Moltke sich im allgemeinen bei dem überwältigenden Stoff von dem Eingehen auf Einzelheiten ferngehalten, nur solche, denen besonderes dramatisches Interesse innewohnt, wie der Angriff der Brigade Bedell und der Todesritt von Mars-la-Tour, werden breiter gegeben; anders ist es im zweiten Teile des Feldzuges, dessen Schlachten mit geringeren Truppenzahlen geschlagen wurden. Hier hebt der Verfasser mit liebevoller Sorgfalt die Thaten der einzelnen hervor. Bezeichnend für ihn ist seine Kritik des Verlustes der Fahne des 61. Regiments bei Dijon. Er nennt den Vorgang „eine traurige Episode, indem man durchaus darauf bestand, eine große, für Infanterie allein fast uneinnehmbare Fabrik zu stürmen,“ aber nach der Erzählung des die Truppe so ehrenden Verlaufes setzt er hinzu, „nur so ist die einzige Fahne des Feldzuges verloren worden.“

Eingestreut finden sich im ganzen Werk überall Bemerkungen allgemeiner Art.

Einen eigenen Anhang „über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I.“ hat Graf Moltke hinzugefügt, indem er einmal die Legende vernichtet, daß die großen Entscheidungen unserer letzten Feldzüge aus der Beschlusfassung eines zuvor versammelten Kriegsrates hervorgegangen seien, zugleich aber auch eine wundervolle Schilderung der Schlacht von Königgrätz giebt. „Ich kann versichern,“ sagt er, „daß weder 1866 noch 1870/71 jemals ein Kriegsrat abgehalten worden ist.“ Besonders scharf wendet sich der Verfasser gegen die Behauptung, daß bei dem großen Ausfall der Pariser Garnison am 30. November bis 2. Dezember in einem Kriegsrat die Stimme eines Generals gegen alle übrigen die Räumung von Versailles durch das große Hauptquartier verhindert habe. „Abgesehen davon, daß im Laufe des ganzen Feldzuges ein Kriegsrat niemals berufen worden, ist es in der militärischen Umgebung des Königs niemand auch nur in den Sinn gekommen, der Armee ein so übles Beispiel zu geben.“

Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung dem Reichtum gerecht zu werden, welcher in dem nachgelassenen Buche ruht. Das deutsche Volk wird es zu den kostbarsten Schätzen seiner Literatur rechnen und stets neue Begeisterung und Vaterlandsliebe sich schöpfen aus dieser großartigen Schilderung der Kämpfe, die seine Einheit begründeten.

Von der Veröffentlichung des Moltkeschen Werkes über den Krieg von 1870 thut das Pariser Blatt „Figaro“ Er-

wähnung. Es bringt größere Stücke in französischer Uebersetzung zum Abdruck und weist auf die trockene wissenschaftliche Art der Behandlung des Stoffes hin. Er nennt Moltke den „Professor des Krieges“. Der „Temps“ giebt ebenfalls seinen Lesern mehrere Proben aus dem hinterlassenen Werke, in der Sonntagsnummer weist er besonders auf den Punkt hin, daß Moltke das Werk für das große Publikum geschrieben habe. Auch hier sind große Auszüge aus dem Werke beigelegt.

Ueber die Geschichte des Rücktrittes der Fürsten machen zur Zeit wieder einmal Mitteilungen die Kunde durch die gesammte in- und ausländische Tagespresse. Dieselben entstammen der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ und sind durch eine kleine Polemik dieses Blattes mit der „National-Zeitung“ angeregt worden. Sie bestätigen in ihrem Kernpunkt die alsbald nach dem Rücktritte Bismarcks aufgetauchte Version, der Altreichskanzler habe sich zur Einreichung seines Demissionsgesuches infolge wiederholter Aufforderung des Kaisers, die ihm durch Vertrauensmänner des Monarchen mündlich überbracht wurde, entschlossen. Von dritter Seite wird berichtet, daß diese Mitteilungen des Münchener Blattes vollkommen dem wahren Sachverhalt der Dinge entsprächen.

Vor einiger Zeit tauchten Gerüchte über eine angeblich zwischen Kaiser Wilhelm und dem Herzog Ernst von Coburg eingetretene Spannung auf, welche mit der Entlassung des Fürsten Bismarck zusammenhängen sollte. Von Coburg wurden nun diese Gerüchte von halbamtlicher Seite alsbald dementiert, mit der Erklärung, es bestehe nicht die geringste Verstimmung zwischen den beiden Monarchen. Trotzdem wird in verschiedenen Blättern das thatsächliche Vorhandensein einer solchen Verstimmung fortgesetzt behauptet und erst kürzlich wird wieder aus Coburg berichtet, daß Herzog Ernst nicht wie andere Fürstlichkeiten an den Kaiser Tagen in Thüringen teilnehmen, sondern denselben fern bleiben werde. Sollte dem wirklich so sein, so könnte allerdings kaum mehr bezweifelt werden, daß eine gewisse Spannung zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Coburg besteht.

Würzburg, 25. Aug. Vorgestern früh wurde in Schweinsfurt ein Puttmacher verhaftet, weil er seine 19jährige Tochter aus erster Ehe 2 Jahre im Keller gefangen hielt, um zu ihrem nicht unbedeutenden Vermögen zu gelangen. Das arme Mädchen erhielt als Lager ein Rehfell und als Kost Wasser und Brot. Der ganze Körper war mit einer Schmutzkruste bedeckt, die Haare von Ungeziefer abgestressen und der Nacken vom Fleisch entblöht. Das Mädchen war ganz stumpfsinnig. Die Unglückliche wurde ins Spital verbracht, wo die Aerzte sie zu erhalten hoffen. Durch das mit seiner Herrschaft in Zwist geratene Dienstmädchen soll die Sache ans Tageslicht gekommen sein.



Miszellen.

Am Meer.

Erzählung von L. Frank.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

Franz kehrte an diesem Tag nicht mehr nach Slanderoog zurück. Der Kapitän wollte ihn um jeden Preis für seine „Westphalia“ gewinnen und machte ihm ein glänzendes Anerbieten. Da er aber ohne Wissen und Genehmigung seines Großvaters nicht zusagen wollte, so ließ er ihm zu seinem endgiltigen Entschluß acht Tage Bedenkzeit. Der Künstler hatte ihm auch ein kräftiges Mittagessen gespendet, und so wurde es 4 Uhr, ehe er zum Ausbruch bereit war. Unterdessen hatte sich aber der dicke Nebel wieder auf die See niedergesenkt, und es begann schon zu dunkeln. Auch der Kapitän riet ihm ernstlich ab, hinweisend auf die veränderte Richtung des Windes und den hohen Seegang. So mußte Franz dableiben, so leid es ihm der Seinigen wegen auch war. — Als am andern Tag gegen 10 Uhr die siegende Sonne den dichten Nebelschleier zu durchdringen begann, stach er in See, von dem Maler reich beschenkt und mit einem warmen Händedruck verabschiedet. Der Kapitän hatte ihm noch ein frisches: Auf Wiedersehen auf der „Westphalia“! nachgerufen.

Tief in seine von freudiger Hoffnung geschwellten Gedanken versunken, kam ihm die Rückfahrt außerordentlich kurz vor. Mit dem festen Vorsatz, alles zu versuchen, um den Großvater für seine Pläne zu gewinnen, lenkte er sein Boot in die Bucht von Slanderoog ein.

Die Seinen bemerkten ihn sofort, als er sein Boot auf den Strand zog. Sie hatten ihn ja den ganzen Morgen mit Unruhe und Sehnsucht erwartet. Als er nun wirklich erschien, da stürzten ihm seine vier kleinen Geschwister jubelnd entgegen, umklammerten lieblosend seine Beine und fragten stürmisch, was er ihnen mitgebracht habe. Er griff in seine Tasche und holte aus derselben vier Bregeln hervor, die er vor seiner Abfahrt in Norderney für die Kleinen gekauft hatte. Triumphierend zogen sie mit ihrer Beute ab, um sie dem Großvater zu zeigen und ihm die frohe Kunde von der Rückkehr des Bruders zu bringen. Auch Anna war auf den jubelnden Ruf der Kleinen hin in die Thüre getreten. Aber nicht der heitere Ausdruck herzlichster Freude lag, wie es sonst der Fall gewesen war, auf dem schönen Gesicht des Mädchens, sondern ein Zug ängstlicher Spannung und Sorge, der sich noch vertiefte, als ihr Franz fast übermütig selbstbewußt entgegen trat und sie mit einem seltsam hohlen Ton in der Stimme, der von innerer Erregung zeugte, begrüßte.

„Gottlob, daß Du wieder kommst, Franz, wir haben so Sorge um Dich gehabt. Wo bist Du denn gewesen?“

„Ist der Großvater zu Hause?“ fragte Franz hastig. Wieder klang der rauhe Ton durch, obgleich sich der Sprechende Mühe gab, ruhig und heiter zu erscheinen. Die Schwester blickte ihn besorgt an; er bemerkte es und sah zur Seite.

„Franz, Dir ist etwas Unangenehmes begegnet.“

„Ach, wo denkst Du hin! Komm mit herein; ich werde Euch alles erzählen.“ Anna hielt ihren Bruder am Arm zurück und sagte:

„Der Großvater ist recht böse. Er wartet den ganzen Morgen sehnsüchtig auf Dich. Gelt, thu's mir zu lieb und sei freundlich gegen den alten Mann, der sich so um Dich abgesehrt hat.“

„Sei ohne Sorge, Anna,“ sagte er, indem er rasch dem Hause zuschritt.

Sie folgte ihm, sich im Geiste auf alles mögliche Widerwärtige gefaßt machend. Franz trat rasch in die Stube. Der Großvater, der in seinem Sessel saß, erwiderte seinen Gruß, indem er seine Augen prüfend auf ihn heftete. Franz setzte sich auf eine der Schranken, die neben dem Tisch standen, und Anna holte das übrig gebliebene Mittagessen herbei. Während er es fing er an mit etwas erkünstelter Unbefangenheit von dem Maler zu erzählen und wie es gekommen sei, daß er jetzt erst zurückkehre. Der Großvater folgte seiner Erzählung aufmerksam, wenn auch mit einiger Zurückhaltung; mit seinen schwierigen Fingern trommelte er erregt auf den beiden Sessellehnen. Franz machte eben in seiner Erzählung eine Pause, um seine Gedanken zu sammeln zu dem Sturm- lauf, den er nun gegen das Herz des Großvaters unternehmen wollte. Etwas verlegen sich räuspemd, begann er nach einer Weile von dem Kapitän und seinem glänzenden Anerbieten zu sprechen und wollte eben die großen Vorteile desselben ins rechte Licht setzen, da fiel ihm der Großvater, dessen Gesicht sich zusehends verfinstert hatte, rasch ins Wort:

„Genug davon! Weiß schon, was jetzt noch kommt. Immer das alte Lied. Daraus kann nichts werden, das weißt Du längst, und damit Punktum!“

Franz war ganz starr vor Ueberraschung. Auf diese Wendung des Gesprächs war er nicht gefaßt gewesen. Eine unheimliche Stille herrschte in der Stube. Anna stand wie ein schüchternes Reh am Fenster; jetzt kam ja die gefürchtete Stunde. Franz war bleich geworden und nagte an seiner Unterlippe. Aber allmählich fand er sich wieder, eine unheimliche Zornesröthe stieg ihm ins Gesicht, erregt stand er auf, rauer als er gewollt hatte, fuhren ihm die Worte von den Lippen:

„Großvater, Ihr habt nicht das Recht, mich immer noch zu behandeln wie einen dummen Jungen“ —

„O um Gotteswillen sei doch still, Franz,“ rief Anna ängstlich dazwischen, indem sie vor den Erregten trat.

„Was! Immer still sein und sich ducken! So geht jede günstige Gelegenheit dahin und Glück und Leben mit. Nein, ich schweige nicht länger, jetzt muß einmal alles heraus, was mich drückt.“

Anna legte ihre Hand dem Bruder beschwichtigend auf den Arm, er schüttelte sie aber zornig ab. Sie brach in Thränen aus.

„Laß mich, es muß gesagt sein. Ihr haltet mich hier in einer wirklichen Gefangenschaft. Alle meine Kameraden machen draußen in der Welt fast spielend

ihr Glück, und ich muß hier arbeiten und schaffen wie ein Sklave, und doch ist überall nichts als Armut. Es geht heutzutage nicht mehr so wie zu Euren Zeiten, Großvater.“

Seine Stimme hatte einen bitteren Klang angenommen. Er trat einige Schritte näher:

„Ich bitte Euch, Großvater, seid so gut und laßt mich fort. Ihr sollt gewiß nur Gutes von mir erfahren, und es soll Euch an nichts fehlen.“

„Nein!“ erwiderte der Großvater mit scharfer Betonung eines jeden Lautes.

(Fortsetzung folgt.)

(Ein eigentümliches Schaustück) beabsichtigt der kalifornische Det Tulare für die Weltausstellung in Chicago herzurichten. Aus einem riesigen Baum, der 390 Fuß hoch und 26 Fuß dick ist, will man zwei Stücke von je 45 Fuß Länge herauschneiden und durch Aushölen in Eisenbahnwagen von der gewöhnlichen Größe verwandeln. Auf dem Dache will man die Rinde des Baumes lassen um gleichfalls den rohen Zustand des Holzes an den Seiten und Enden der Wagen zu bewahren. Der eine Wagen wird zum Schlafwagen eingerichtet werden, während der andere zu einem Speisewagen hergerichtet und außerdem Bad, Barbierstube und Küche enthalten wird. Die Besucher aus Tulare beabsichtigen, in diesem eigentümlichen Wagen die Reise nach Chicago zu machen und während ihres Aufenthaltes hier selbst darin zu wohnen. Die Wagen sollen auf den Ausstellungspfad gebracht und das herausgeschnittene Holz in kleinen Stücken als Andenken verkauft werden.

Lehrer: „Wie nennt man einen Mann, der fremde Länder durchforscht, der, um ferne, noch unbekannte Völkerschaften kennen zu lernen, selbst die endlosen Wüsten durchstreift? Nun, solchen Mann nennt man —“ Fritz: „Einen Wüschling.“

Auflösung der Charade in Nr. 135.
Geld, Geduld.

Rätsel. (3 silbig.)
(Eingefendet.)

Der Deutsche soll mit heiliger Glut
Der ersten beiden stets gedenken
Wo deutsche Kraft und deutscher Mut
Ein stolzes Kaiserreich empfanden,
Es war die Grande Nation
Die stets von großen Siegen prahlte
Doch da, gefangen war sie schon
Sammt ihren saubern Potentaten.
Die Turner, Schützen, Sängerbund
Auch Krieger- und Militärverein
Sie thuns einander manchmal kund,
Daß bei der letzten sie erscheinen
Da ist man heiter und vergnügt,
Bei Frau und Kind wie's grad beliebt
Und Abends hat man unbewußt
Begeisterung im Ueberfluß.
Wie wars so schön schon 2 Jahrzehnte?
Wo man das Ganze stets erdhöhte
Durch wahre Freud bei Groß und Klein
Doch leider fängt's jetzt an zu dämmern
Es fehlen ja die großen Männer
Es fehlen alle bis auf Ein —
Doch dieser schafft incognito
Daß wir das Ganze dürfen froh
Noch viele Jahre feiern.

W. K.

